

ABBIE TAYLOR
Die sanfte Hand des Todes



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Dawn Torridge ist Oberschwester einer Station des Krankenhauses St. Iberius in London. Sie ist nicht nur klug und ehrgeizig, sondern auch extrem engagiert. Doch Dawns geregeltes Leben gerät völlig aus den Fugen, als sie eines Tages eine folgenschwere Entscheidung trifft. Eine ihrer Patientinnen, Mrs. Ivy Walker, leidet an Krebs im Endstadium – sie hat unerträgliche Schmerzen. Als Mrs. Walker Dawn erklärt, dass sie den Tod herbeisehnt, beschließt diese aus einem Impuls heraus, das Leiden der Frau zu beenden, und verabreicht ihr einen tödlichen Cocktail.

In den darauffolgenden Tagen hat Dawn mit Schuldgefühlen zu kämpfen, sie ist unsicher, ob sie nicht doch einen Fehler begangen hat. Dann bekommt sie eine anonyme E-Mail. Jemand hat Dawn bei ihrer Tat beobachtet und erpresst sie nun um eine hohe Geldsumme. Und es soll nicht bei dieser einen Forderung bleiben: Gleich nach Eintreffen des Geldes meldet sich der Erpresser wieder. Und was er verlangt, wird immer ungeheuerlicher ...

Abbie Taylor

Die sanfte Hand
des Todes

Roman

Deutsch
von Eva Bonné

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »In Safe Hands« bei Bantam,
an imprint of Transworld Publishers,
a division of Random House UK, London.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe April 2013
Copyright © der Originalausgabe 2011 by Abbie Taylor
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagmotiv: FinePic[®], München; plainpicture/ponton
AG · Herstellung: Str.
Satz: omnisatz GmbH, Berlin
eISBN 978-3-641-11044-4

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Für Peter und Jemima

Dank

Mein aufrichtiger Dank geht an Marianne Gunn O'Connor,
Pat Lynch, Vicki Satlow und Jessica Broughton.

Kapitel 1

»Schwester!«

Der Ruf kam von irgendwo da draußen. Oberschwester Dawn Torridge warf einen kurzen Blick zur Tür. Wahrscheinlich brauchte jemand ein Glas Wasser oder den Nachtstuhl. Clive und Elspeth waren auf der Station unterwegs. Einer von beiden würde sich darum kümmern.

Sie wandte sich wieder ihrer Patientin zu.

»Alles in Ordnung, Mrs. Walker?« Dawn lächelte die alte Dame an, die auf einen Berg Kissen gestützt lag. Sie half ihr beim Trinken, indem sie die Schnabeltasse an ihre Lippen führte und ihren Kopf stützte. »Wie schmeckt Ihnen der Tee?«

Mrs. Walker war nicht in der Lage zu antworten, aber als sie die dunkelbraune, bittere Flüssigkeit gierig einsog, wusste die Schwester, dass die Erfrischung willkommen war. Draußen unter dem Fenster, sechs Stockwerke tiefer, ratterte ein Zug über die Eisenbahnbrücke, aber hier oben in dem kleinen Einzelzimmer war alles friedlich. Außer dem leisen Keuchen der trinkenden Mrs. Walker und dem steten Piepen der Antibiotikapumpe neben dem Bett war nichts zu hören. Mrs. Walkers Lippen sahen wund und aufgesprungen aus. Wann hatte der Pfleger die Schnabeltasse heute Morgen auf den Nachttisch gestellt, ganz knapp außer Reichweite? Dawn legte eine gedankliche Notiz an. Die Mitarbeiter hatten dafür zu sorgen, dass die Patienten sich selbst bedienen konnten, wenn sie mit Essen oder Trinken allein gelassen wurden.

»Schwester!«

Wieder der Ruf von der Station. Irgendetwas stimmte nicht. Dawn hob stirnrunzelnd den Kopf.

»Schwester!« Nun war die Panik nicht mehr zu überhören. »Hilfe! Kommen Sie schnell!«

Dawn stellte die Tasse hastig auf dem Nachttisch ab.

»Einen Moment, bitte«, sagte sie zu Mrs. Walker und eilte zur Tür.

Clive und Elspeth waren nirgendwo zu sehen. In der Mitte des lang gezogenen Krankensaals mit der hohen Decke und den durch blaue Vorhänge voneinander getrennten Betten kniete ein Mann rücklings auf seiner Matratze. Er trug einen braunen Pyjama und verrenkte sich den Hals nach dem Schwesterntresen. Als er Dawn entdeckte, riss er die Arme in die Höhe und begann, wie wild herumzufuchteln.

»Schwester!« Er stocherte mit dem Finger in die Luft, zeigte auf den Vorhang vor Bett elf. »Da drinnen! Schnell!«

Dawn war schon im Laufschrift unterwegs. Ihr Verstand ging alle ihr bekannten Informationen über den Patienten in Bett elf durch. Mr. Jack Benson, zweiundsiebzig Jahre alt. Schilddrüsen-OP am Morgen. Als sie vor nicht einmal zwei Stunden bei ihm gewesen war, hatte er einen stabilen Eindruck gemacht.

»Behalten Sie ihn gut im Auge«, hatte sie Clive, den neuen Pfleger, gewarnt. »Nach einer Schilddrüsenoperation sind Komplikationen nicht selten. Ich muss zu einer Etatkonferenz, aber Sie können mich anpiepen, falls es Probleme gibt. Dann komme ich sofort zurück.«

Die Etatkonferenz hatte sich länger hingezogen als erwartet, aber weil Dawn nichts von Clive gehört hatte, war sie davon ausgegangen, dass alles in Ordnung war. Als sie sich nun dem Vorhang näherte, ließ das laute Röcheln dahinter ihr Herz schneller schlagen. O nein, bitte nicht. Nicht

das! Sie hatte das Geräusch seit Jahren nicht gehört, aber es hatte sich schon beim ersten Mal unauslöschlich in ihr Gedächtnis eingepreßt. Dawn packte den Vorhang und riss ihn beiseite.

Jack Benson saß aufrecht im Bett. Sein Pyjama mit dem hässlichen Muster war weit aufgeknöpft. Die Metallklammern von der Schilddrüsenoperation vom Morgen steckten in seiner Haut wie eine hässliche Frankensteinhalskette. Aber nicht deswegen wich Dawn erschreckt zurück. Mr. Bensons Hals war auf den doppelten Umfang angeschwollen; es sah aus, als hätte man ihm einen dicken, aufblasbaren Reifen um den Nacken gelegt, der ihn würgte und ihm die Luft abschnürte. Der Druck ließ seine Augen hervorquellen. Er hatte sich beide Hände an den Hals gelegt und rang nach Atem.

Dawn zögerte keine Sekunde und schlug auf den Alarmknopf über dem Bett. Während der schrille Warnton durch die Station hallte, riss sie die Sauerstoffmaske von der Wand und legte sie dem Patienten an.

»Alles in Ordnung.« Sie zwang sich, ganz ruhig zu klingen. »Atmen Sie.«

Jack Benson presste sich die Maske mit beiden Händen aufs Gesicht und versuchte panisch, den Sauerstoff einzusaugen. *Huuuuuh, huuuuuh*. Die Plastikmaske beschlug und wurde wieder klar, beschlug und wurde wieder klar. Der Patient starrte Dawn aus weit aufgerissenen Augen an. Er war in Todesangst. *Es funktioniert nicht. Tun Sie etwas!*

Auf dem Gang waren polternde Schritte zu hören. Clive und Elspeth tauchten hinter dem Vorhang auf.

»O Gott.« Als Elspeth die Schwellung sah, schlug sie sich die Hände vor den Mund.

»Die Wunde blutet innerlich«, erklärte Dawn. »Die Schwellung drückt ihm die Atemwege ab. Clive, hol den

Notfallwagen. Elspeth, du bleibst bei ihm, während ich den Chirurgen benachrichtige.«

Dawn eilte zum Schwesterntresen und tippte die Pagernummer ein. Schneller. Schneller. Elspeth blieb händeringend am Bett des Patienten stehen. »Miss seinen Blutdruck«, zischte Dawn ihr zu. Endlich klingelte das Telefon. Dawn riss den Hörer hoch.

»Dr. Coulton am Apparat.« Eine gelangweilte Männerstimme.

Das musste der neue Facharzt sein. Dawn verschwendete keine Zeit mit langen Erklärungen. »Hier ist Oberschwester Torridge von Station sechs. Die Schilddrüse in Bett elf hat innere Blutungen.«

Ein Seufzen. »Sie sprechen von einem leichten Nachbluten der Narbe?«

»Nein. Ich spreche von einer großen ...«

Dr. Coulton unterbrach sie. »Was ist mit seinem Blutdruck?«

»Den haben wir noch nicht gemessen, aber ...«

»Nun, Schwester, das wäre doch Ihre erste Pflicht? Ich habe hier in der Notfallaufnahme alle Hände voll zu tun. Wenn Sie bitte beim nächsten Anruf die kompletten Patientendaten für mich bereithalten könnten? Das würde mir meine Arbeit ungemein erleichtern.«

Dawn blinzelte verdutzt. Dachte dieser aufgeblasene Gockel tatsächlich, eine erfahrene Oberschwester wäre nicht in der Lage, einen Notfall zu erkennen?

Sie bemühte sich, ruhig zu bleiben. »Dr. Coulton, es ist Ihnen vielleicht nicht klar, aber Mr. Benson wurde erst heute Morgen an der Schilddrüse operiert. Die Blutung drückt auf seine Luftröhre. Ich warne Sie, wenn in den nächsten zehn Minuten nichts passiert, wird er sterben.«

Sie hatte keine Lust, sich noch länger zu streiten, ließ den

Hörer fallen und eilte zum Bett des Patienten zurück. In den Minuten ihrer Abwesenheit war Mr. Bensons Hals noch dicker angeschwollen und sein Gesicht dunkelrot angelaufen. Die Schwellung beeinträchtigte seinen Blutkreislauf ebenso wie seine Atmung. Er hielt seinen Hals umklammert, als wollte er das Fleisch von der Luftröhre zerren. *Huuuh, huuh.* Seine Schultern hoben und senkten sich angestrengt. Sicher hatte er das Gefühl, durch einen engen Strohhalm zu atmen. Dawn ließ den Blick hastig durch die Kabine schweifen, inspizierte alle Gegenstände auf dem Nachttisch. Eine Flasche mit rotem Traubensaft. Eine Brille auf einem Buch. Ein in der Mitte gefalteter Zettel mit windschiefen grünen Buchstaben: *Gute Besserung, Opa.* Dann entdeckte sie, wonach sie gesucht hatte – eine steril verpackte Zange. Auf Dawns Station galt die eiserne Regel, dass neben den Betten aller Schilddrüsenpatienten eine solche Zange zur Entfernung von Wundklammern griffbereit zu liegen hatte, damit im Notfall niemand danach suchen musste. Die einzige Möglichkeit, den enormen Druck im Hals des Patienten zu lindern, bestand darin, die Klammern zu öffnen und das Blut abfließen zu lassen. Dawn schnappte sich das Gerät vom Nachttisch und riss die sterile Umverpackung ab. Sie würde es Dr. Coulton in die Hand drücken, sobald er auftauchte.

In einem engen Halbkreis umstanden sie das Bett, Dawn mit der Zange in der Hand, Clive am Notfallwagen und Elspeth mit vors Gesicht geschlagenen Händen. Dawn schaute immer wieder zur Eingangstür der Station hinüber. Dr. Coulton würde jeden Augenblick eintreffen. Sicher hatte sie ihm am Telefon deutlich machen können, dass er alles stehen und liegen lassen und sich sofort auf den Weg machen müsse. Jack Benson rang immer noch nach Luft. *Huuuh, huuh.* Schweißperlen liefen ihm übers Gesicht. Die Venen traten an seinen Schläfen hervor wie dunkelblaue Würmer. Er saß

vornübergebeugt, hatte seine Finger in die Decke gekrallt und konzentrierte sich auf jeden einzelnen Atemzug. Die Sauerstoffmaske saß locker, das Gummiband schob ihm die grauen Haarsträhnen ins Gesicht. Er starrte das Pflegepersonal hilflos an. *Helft mir. Um Gottes willen, warum steht ihr nur herum?* Der Anblick war kaum zu ertragen. Dawn rückte die Maske zurecht, drehte die Sauerstoffzufuhr auf und stellte das Kopfteil des Bettes hoch, um dem Patienten das Atmen zu erleichtern. »Der Doktor ist schon unterwegs«, sagte sie. »Er muss jede Sekunde eintreffen.«

Hoffte sie jedenfalls. Da spürte sie einen stechenden Schmerz am Unterschenkel. Clive hatte ihr den Notfallwagen in die Beine gerammt.

»Es geht ihm nicht so gut, oder?«, fragte er, als sie sich zu ihm umdrehte.

Dawn verlor die Beherrschung. »Hatte ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollen ihn im Auge behalten?«

Clive verschränkte die Arme vor der Brust und reckte trotzig das Kinn vor. »Wann hätte ich das tun sollen? Hier war die Hölle los.«

Das stimmte nicht. So viel war heute gar nicht zu tun gewesen, außerdem war Dawn sicher, Clive und Elspeth noch vor wenigen Minuten im Pausenraum gesehen zu haben. Aber nun war nicht der geeignete Augenblick, um zu diskutieren. Die Stationstüren waren immer noch geschlossen. Wo blieb Dr. Coulton? Jack Benson ging es von Minute zu Minute schlechter. Je länger der Druck auf die Luftröhre einwirkte, desto stärker wurde sie zusammengepresst. Irgendwann würden die Atemwege komplett zugeschwollen sein, und wenn das passierte, war alles zu spät. Dann würden sie den Patienten nicht mehr retten können.

»Bitte piepen Sie den Doktor noch einmal an«, sagte sie zu Clive. Die Haut an Mr. Bensons Hals quoll zwischen den

Klammern hervor. Dawn fühlte die schwere Zange in der Hand. Sie könnte die Klammern mühelos selbst entfernen, denn als Krankenschwester zog sie täglich Fäden. Aber in diesem Fall handelte es sich um keine normale Naht. Sie zu öffnen hieß, nicht nur die Luftwege, sondern auch die Wunde zu öffnen. Wenn sich kein fachkundiger Arzt in der Nähe befand, um die Blutung unter Kontrolle zu bekommen, würde Jack Benson möglicherweise verbluten. Die von Professor Kneebone ausgegebene Grundregel lautete, dass solche Entscheidungen einzig und allein der behandelnde Arzt zu treffen hatte.

Jack Bensons Hände entspannten sich. Er sank in die Kissen zurück. Wurden seine Atemzüge leiser? Ließ das Röcheln und Keuchen nach? Der Patient lag reglos da und starrte einen Punkt in der Ferne an, während sich ein trüber Schleier vor seine in Todesangst weit aufgerissenen Augen schob.

»Sehen Sie, es geht ihm schon besser!« Zufrieden faltete Elspeth die Hände vor der Brust.

Dawn widersprach nicht, dabei ging es Jack Benson alles andere als besser. Das nachlassende Keuchen bedeutete nur, dass kaum noch Luft in seine Lunge gelangte. Er wirkte vollkommen erschöpft. In wenigen Minuten würde er selbst zum Atmen zu schwach sein. Er würde das Bewusstsein verlieren, und dann wäre alles vorbei.

»Gehen Sie nach Hause«, hatte Dawn am Morgen zu seiner Frau und seiner Tochter gesagt. »Ruhen Sie sich ein bisschen aus. Er wird ohnehin den ganzen Tag schlafen.«

»Sind Sie sicher, Schwester?« Seine Gattin, eine schlanke, geschmackvoll gekleidete Frau Mitte sechzig, sah so aus, als hätte sie sich schon länger nicht mehr ausgeruht. »Die Operation war kompliziert. Ich lasse ihn nur ungern allein.«

»Hier geht es ihm gut.« Dawn sah der Frau direkt in die Augen. »Ich verspreche es. Bei uns ist er in guten Händen.«

Mit diesen Worten hatte sie die Angehörigen verabschiedet. Sie vertrauten darauf, dass er hier im Krankenhaus gut aufgehoben war.

Dawns unruhiger Blick flog zwischen Klammerzange und Tür hin und her. Egal, was sie nun tat, sie würde Ärger bekommen: Wenn Sie die Wunde öffnete, würde Jack Benson möglicherweise verbluten. Unternahm sie nichts, würde er hier vor ihren Augen ersticken.

Clive legte den Telefonhörer auf, kam zurück, stellte sich hinter sie und sagte mit wohliger Schauer in der Stimme: »Er sieht schon ziemlich grau aus, stimmt's? Ich glaube, der macht es nicht mehr lange.«

Dawn drückte den Rücken durch. »Doch. Doch, das wird er.«

Sie konnte nicht noch länger warten. Regeln hin oder her, das Leben dieses Mannes lag in ihren Händen. Sie war die Oberschwester; sie trug die Verantwortung. Falls sie eine falsche Entscheidung traf, wäre es eben so. Aber sie konnte nicht tatenlos herumstehen und zuschauen, wie ein Mensch starb.

Als sie das Gerät ansetzte, um die erste Klammer zu öffnen, blieben ihre Hände unerwartet ruhig. Das Metall steckte tief in der geschwollenen Haut, aber sie schaffte es, eine Klinge darunterzuhaken. Jack Benson rührte sich nicht. Er fühlte schon nichts mehr. Dawn drückte die Griffe der Klammerzange kräftig zusammen.

Schnapp! Die erste Klammer gab nach. Dawn setzte bei der zweiten an.

Schnapp! Schnapp! Schnapp! Nun gab es kein Zurück mehr. Eine Klammer nach der anderen löste sich aus der Haut. Die Wunde platzte auf, und ein Schwall Blut ergoss sich auf Jack Bensons Brust.

»Jack!« Dawn packte ihn bei den Schultern und schüttel-

te ihn sanft. »Können Sie mich hören? Können Sie atmen?« Er hielt die Augen geschlossen. Bewegte sich sein Brustkorb noch? Dawn beugte sich hinunter. Hörte sie etwas? Atmete er aus? Sie schüttelte ihn wieder. »Jack!«

Sie spürte ein Flattern, schwach wie ein Herzschlag, und schaute an sich hinunter. Jack Benson bewegte die Hand, er versuchte, sie zu berühren. Er tastete nach ihrem Arm, drückte sanft zu.

Dawn ergriff seine Hand und erwiderte den Druck. »Alles wird gut«, flüsterte sie. »Alles wird gut. Gut gemacht.«

Er atmete wieder. Sie konnte es deutlich hören. Der Druck auf seine Atemwege ließ nach, und er bekam wieder Luft. Dafür hatten sie jetzt ein neues Problem: Das Blut floss aus seiner Halswunde und durchtränkte seinen Pyjama. Dawn musste hilflos mit ansehen, wie der rote Fleck immer größer wurde. Sie mussten die Blutung stoppen, den Mann irgendwie in den OP schaffen. Wie viel Blut hatte er schon verloren? Einen Liter? Zwei?

»Fordern Sie eine Infusion an, schnell«, erklärte sie Elspeth. »Sagen Sie denen, wir brauchen sechs Einheiten für Jack Benson.« Sie drehte das Ventil am Infusionsbeutel auf, so dass die Flüssigkeit nicht mehr tropfte, sondern strömte.

Plötzlich wurde der Vorhang an klappernden Ringen beiseitegezogen. In der Lücke erschien ein hochgewachsener, dünner Mann mit schütterem Haar und strahlend weißem Arztkittel. Dr. Coulton, wie Dawn annahm. Er warf ihr einen gelangweilten, abschätzigen Blick zu: *Ich hoffe für Sie, dass es sich um einen echten Notfall handelt.* Doch sein abschätziger Blick verschwand, kaum dass er den Patienten gesehen hatte.

»Was ist hier los?«

»Ich habe die Klammern geöffnet«, sagte Dawn.

»Sie haben die Klammern geöffnet? Was zum Teufel ...«

Er schubste Dawn beiseite, beugte sich über den Patienten, berührte seine Hände und zog seine Augenlider in die Höhe. Währenddessen brüllte er seine Kommandos: »Was macht sein Hämoglobin? Besorgen Sie mir ein paar Infusionen. Sofort! Haben Sie schon im OP angerufen? Gott, diese Krankenschwestern!« Er wirbelte herum. »Ich hoffe für Sie, dass das wirklich nötig war.«

Hätte er sich die Mühe gemacht, früher heraufzukommen, hätte er längst gewusst, was Sache war. Aber Dawn versuchte gar nicht erst, mit ihm zu diskutieren. Sie hatte sich dafür entschieden, die Naht zu öffnen. Falls sie einen Fehler gemacht hatte, würde sie die Konsequenzen tragen, aber im Moment zählte nur der Patient. Dawn lief zum Telefon und erledigte alle nötigen Anrufe, um Transport, Operation und die Aufnahme des Kranken auf die Intensivstation vorzubereiten. Als die Pfleger mit der Trage durch die Tür gestürmt kamen, sammelte sie zusammen, was für die Verlegung von Jack Benson gebraucht wurde: Sauerstoffflasche, Monitor, Kochsalzlösung, das Adrenalin für den Notfall. Und dann lief sie voraus und öffnete den Pflegern die schwere Flügeltür, um kostbare Sekunden zu sparen.

Das gleißende Licht der Station erhellte den Korridor, durch den sie nun hindurcheilten; die beiden Pfleger in dunkelgrüner OP-Kleidung, der blasierte Facharzt mit weißen, flatternden Kittelschößen, der stille, blasse Patient in der dunklen Blutlache. Dawn blieb reglos in der Flügeltür der Station stehen, aufrecht und in ihrer dunkelblauen Oberschwesteruniform, ihr langer Schatten vor ihr auf dem Boden.

»Die Luftröhre war beinahe vollständig geschlossen«, berichtete Francine, die auf der Intensivstation arbeitete, am Nachmittag. »Ein paar Minuten später hätte ihm niemand mehr helfen können.«

Ringsum klickten und piepten die Herzmonitore und Dialyseapparate. Jack Benson lag bewusstlos in seinem Bett, Gesicht und Hals in dicke Verbände gepackt. Nur noch seine Nase war zu sehen. Aus der Mitte der Verbände ragte ein Schlauch heraus, der an ein Beatmungsgerät angeschlossen war. Mr. Benson sah aus wie eine riesige weiße Mumie. Drei Stunden lang hatten die verzweifelten Ärzte im OP gegen die Blutung angekämpft, aber nun war er endlich in Sicherheit.

Francine justierte den Zufluss des Infusionsbeutels über dem Bett neu. »Professor Kneebone hat dem OP-Team gesagt, der Patient wäre gestorben, wenn du die Klammern nicht entfernt hättest.« Sie klopfte der Kollegin auf die Schulter. »Gut gemacht, Dawn. Nur deinetwegen ist er noch am Leben.«

Mr. Bensons Hände lagen weiß und reglos auf der Bettdecke. »So weit hätte es nie kommen dürfen.« Dawn berührte die wächserne Haut. »Ich dachte, ich könnte Clive vertrauen. Wenn der Patient in Bett zehn nicht den Vorhang geöffnet hätte, um sich Kopfhörer zu holen ...« Sie erschauderte.

Francine hob eine Augenbraue. »Kaffee?«

»Ja, liebend gern.«

Francine schaltete den Wasserkocher in der winzigen, nach Toast duftenden Teeküche der Intensivstation ein und gab etwas Instantpulver in zwei Becher.

»Clive ist der neue Pfleger, oder?«, rief sie von der Spüle aus. »Sieht ein bisschen verlottert aus, der Typ. Der könnte wohl auch mal eine Dusche gebrauchen ... Vielleicht hat er einfach nicht gemerkt, wie ernst die Lage war.«

»Aber er ist kein Anfänger mehr.« Dawn ging vor dem Kühlschrank in die Hocke, um die Milch zu suchen. »Und es war nicht das erste Mal. Er hat schon andere Patienten ver-

nachlässigt und den ganzen Vormittag ohne Getränke allein gelassen. Was soll ich tun, Fran?» Sie fand die Milch, stand auf und schloss die Kühlschrankschranktür mit der Hüfte. »Er ist schon über zwei Monate hier, scheint sich aber überhaupt nicht für seine Arbeit zu interessieren.«

Es tat gut, nach dem hektischen Vormittag etwas Dampf abzulassen. Dawn und Francine kannten sich seit Ewigkeiten. Sie arbeiteten auf derselben Krankenhaustage, Francine auf der Intensivstation und Dawn in der chirurgischen Abteilung. Die schlanke, blonde Francine wirkte so zerbrechlich wie die kostbaren, in Seidenpapier verpackten Porzellanpuppen, die man auf Sammlermessen kaufen konnte. Ihre zarte Erscheinung – die gertenschlanke Figur, der schicke Haarknoten – verbarg die Tatsache, dass sie eine erfahrene Stationsleiterin war und durchaus in der Lage, sich durchzusetzen. Als sie und Dawn sich im letzten Jahr gleichzeitig auf den Posten der Oberschwester der chirurgischen Abteilung beworben hatten, hatte die Klinikleitung mit der Entscheidung lange gezögert. Dawn fragte sich manchmal, ob sie den Job nur bekommen hatte, weil Francine im Bewerbungsgespräch so zurückhaltend gewesen war.

»Über den Nachwuchs kann man sich heutzutage nur noch wundern«, meinte Francine. »Neulich hatte ich eine Schwesternschülerin da, die es nicht einmal geschafft hat, sich zwischen zwei Patienten die Hände zu waschen. Egal, wie oft ich sie daran erinnert habe, sie hat jedes Mal die Augen aufgerissen und gesagt: ›Oh, Verzeihung, Schwester, das habe ich ganz vergessen.‹ Neulich saß sie hier und hat ein Sandwich gegessen und sich laut über den seltsamen Geschmack gewundert ... und beim letzten Bissen hat sie dann gemerkt, dass sie Kot an den Händen hatte.«

»Das gibt's doch nicht!« Dawn verschluckte sich fast an ihrem Kaffee.

»Tja! Heutzutage hat keiner mehr so hohe Ansprüche wie wir, und ganz besonders nicht so hohe wie du, Dawn. Unglücklicherweise haben wir jedes Jahr mehr Patienten zu versorgen, und das mit immer weniger Personal. Manchmal muss man sich zufriedengeben mit dem, was man hat, oder? Gib diesem Clive eine Chance. Du kannst nicht alles selbst machen.«

»Nein. Du hast recht.«

Dawn leerte ihre Tasse und stand auf, um den Becher auszuspülen. Francine beobachtete sie von dem kleinen Tisch in der Ecke aus.

»Dawn ... ist alles in Ordnung?«

»Natürlich. Warum?«

»Du siehst müde aus. Du bist nicht mehr die Alte. Zuerst die Schufterei den ganzen Tag hier, dann noch deine kranke Großmutter. Das muss hart gewesen sein.«

»Es war nicht so schlimm.« Dawn spritzte etwas Spülmittel in den Becher. »Außerdem hat Dora sich bis zuletzt geweigert, ins Krankenhaus zu gehen. Sie sagte, das wäre kein Ort für alte Menschen.«

»Tja, ein Glück, dass sie dich hatte«, meinte Francine. »Und du bist einen Tag nach der Beerdigung wieder zur Arbeit gekommen. Einen Tag danach! Das war nicht richtig, Dawn. So was ist nicht gesund. Warum gönnst du dir nicht eine Pause, jetzt, wo alles vorbei ist? Und erholst dich ein bisschen?«

»Das werde ich, Fran. Aber im Moment ist auf der Station einfach zu viel los. Der Zeitpunkt ist ungünstig ...«

In der Tür erschien ein angstverzerrtes Gesicht.

»Schwester Hartnett, können Sie schnell kommen? Der Mann in Bett neun hat sich den Beatmungsschlauch ausgerissen.«

»Ich bin gleich bei dir, Seema.« Als die Schwesternschülerin verschwunden war, sagte Francine: »Hör mal, ich weiß,

wie du dich fühlst. Mir geht es ähnlich. Wir sind wohl beide ein bisschen ... auf die Arbeit fixiert. Das muss man auch sein, um diesen Job zu schaffen. Aber man braucht auch noch etwas daneben. Man muss die Dinge im richtigen Maßstab betrachten. Du darfst dein Leben nicht dem Krankenhaus opfern. Ja, Seema, ich komme schon.« Sie stand vom Tisch auf. »Tja, dann mache ich mich mal auf den Weg.«

Auf der Heimfahrt mit dem Bus, als sie die vom Wind gebeugten Bäume des Wandsworth Common vorbeifliegen sah, musste Dawn wieder an Francines Worte denken. Ihre Freundin meinte es nur gut mit ihr, aber jetzt war wirklich nicht der richtige Zeitpunkt, um Urlaub zu beantragen. Im Krankenhaus war jede Menge zu tun, und Priya, ihre beste Mitarbeiterin, war erst vor wenigen Monaten in den Mutterschutz gegangen. Um sie zu ersetzen, hatte die Zeitarbeitsfirma Clive geschickt, aber mit dessen Arbeit war Dawn nie wirklich zufrieden gewesen. Und der Zwischenfall von heute machte es auch nicht besser. Auf keinen Fall würde sie in den Urlaub fahren und ihm die Station überlassen.

Jedenfalls fühlte sie sich kein bisschen müde. Sie war weit davon entfernt. Sie hatte es Francine gegenüber nicht erwähnt, aber erst vor Kurzem war ihr die Idee zu einem neuen, ehrgeizigen Projekt gekommen. Es war das größte und anspruchsvollste Vorhaben, das sie jemals in Angriff genommen hatte; und falls ihr der Durchbruch gelang, würde das Krankenhaus einen unschätzbaren großen Nutzen daraus ziehen.

Als sie in der Crocus Road vor Haus Nummer 59 stehen blieb, kam ihr Milly bereits schnaufend entgegen.

»Hey, Kleine.« Dawn beugte sich hinunter, um den Hund zu streicheln. »Wie geht's? Wie war dein Tag?«

Milly bellte und sprang im Kreis herum, als versuchte sie,

Dawn ihren dicken Hundekörper von allen Seiten gleichzeitig zu präsentieren. Ihre Schnauze war ergraut, aber ihre gelbbraunen Labradoraugen strahlten immer noch hellwach.

»Armes altes Mädchen.« Dawn rubbelte ihre behaarte Brust. »Den ganzen Tag so allein. Du vermisst Dora, stimmt's?«

Dawn vermisste Dora auch. Es kam ihr immer noch seltsam vor, die Haustür aufzuschließen, den engen Flur mit der Blümchentapete zu betreten und keine Dora in der Küche herumfuhren zu sehen. Ihre Großmutter hatte sie immer mit einem Witz oder dem neuesten Klatsch empfangen: »Dawn, du wirst nicht glauben, was der neue Apothekenhelfer heute zu Mrs. Morton gesagt hat ...« Wann immer Dawn an ihre Großmutter dachte, hatte sie eine fröhliche und aktive Frau vor Augen, nicht das von Schmerzen geplagte Skelett, das sie zuletzt gewesen war. Das Wohnzimmer befand sich längst wieder in seinem ursprünglichen Zustand; das Bett und der Nachttisch sowie alle Medikamente waren weggeräumt, die Lampe mit den Quasten und die Sitzgruppe mit dem beigegoldenen Bezug wieder hineingeschoben worden. Alles sah so aus wie damals, als Dawn im Alter von zehn Jahren hier eingezogen war. Dawn machte die Haustür hinter sich zu und ging in die Küche.

Nach dem Abendessen breitete sie die Notizen für ihr neues Projekt auf dem Küchentisch aus. Das Vorhaben steckte noch in den Kinderschuhen, es lagen noch ein Haufen Arbeit und Recherchen vor ihr, aber falls alles so klappte, wie sie es sich vorstellte, würde sie die Zukunft von St. Iberius maßgeblich mitgestalten.

Die Idee war ihr vor einigen Monaten gekommen, kurz nach Doras Tod. Priya hatte gerade erst ihren Mutterschaftsurlaub angetreten und Clive seinen Vertrag am St. Iberius noch nicht unterschrieben. Die Station verfügte über so we-

nig Personal, dass Dawn manchmal zwei Schichten nacheinander übernehmen musste. Einmal war sie gegen Mitternacht nach Hause gekommen und erschöpft ins Bett gefallen. Am frühen Morgen hatte sie dann den Traum gehabt.

Die Klinik stand in Flammen. Dichter schwarzer Rauch zog durch die Korridore. Das Schrillen des Feueralarms hallte durch die Treppenhäuser.

»Hier entlang! Hier entlang!« Ein Feuerwehrmann zeigte der panischen Menschenmenge den Weg zur Treppe. Die Patienten stützten sich auf die Schwestern, pressten sich Infusionsbeutel und Sauerstoffmasken an die Brust und schleppeten sich mühsam voran. Hinter den Flügeltüren konnte man die gedämpften Schreie all jener Kranken hören, die auf der Station geblieben waren: »Hilfe! Lasst uns nicht im Stich!«

»Wir dürfen sie nicht alleinlassen«, sagte Dora ungeduldig. »Wie wollen wir sie retten?«

»Gar nicht«, sagte der Feuerwehrmann. »Wir sind hier im sechsten Stock. Wir müssen sie zurücklassen.«

Dawn stellte sich vor, wie die Patienten versuchten, aus ihren Betten zu entkommen: Mr. Cantwell mit der verletzten Wirbelsäule, Mrs. Murray mit der Lungenembolie, Mr. Ugabe mit dem amputierten Bein. Sie verhedderten sich in den Laken, schafften es nicht aus dem Bett, waren dazu verdammt, liegen zu bleiben und in Todesangst die Flammen herankriechen zu sehen.

Sie musste umkehren, schließlich trug sie die Verantwortung für diese Menschen; sie würde sie nicht im Stich lassen. Sie verließ das Treppenhaus und tastete sich auf die Station zurück.

»Schwester!«, weinte jemand. »Helfen Sie uns.«

»Ich komme. Haltet durch.« Aber der Rauch wurde immer dichter, kratzte im Hals und stach in den Augen. Dawn blinzelte und streckte die Arme aus, um den Weg zu ertas-

ten. Immer wieder glaubte sie, die Stationstüren gefunden zu haben, aber dann stellte sich jedes Mal heraus, dass sie wieder nur vor einer Wand gelandet war. Als die Flammen die Betten erreichten, verwandelte sich das Weinen der Patienten in Schmerzgeheul. Auch Dawn schrie.

Sie war völlig aufgelöst aufgewacht. Alles war ihr ganz real erschienen: der heiße, beißende Qualm, das Gefühl der Hilflosigkeit, die Todesangst. Doch nachdem sie aufgestanden war und im Morgenmantel in der Küche, wo die Sonne durch die Milchglasfenster der Hintertür hereinschien, einen Schluck Tee getrunken hatte, kehrten ihre Lebensgeister zurück. Dawn verstand ihren Traum. In letzter Zeit hatte sie in der Zeitung immer wieder von der befürchteten Grippe-welle gelesen. Sogar im Parlament war die Frage diskutiert worden. *Werden unsere Krankenhäuser den Ansturm bewältigen können?*

Das hatte Dawn sich auch gefragt. Seit man sie zur Oberschwester befördert hatte, war sie nicht nur für die täglichen Abläufe auf der Station zuständig, sondern auch für die Entwicklung zukunftsweisender Konzepte für St. Iberius.

Schon jetzt platzte die Notaufnahme aus allen Nähten, lagen die Patienten dort wie Sardinen in der Dose. Fast täglich wurden Operationen abgesagt, weil Betten fehlten. Was um alles in der Welt sollten sie tun, falls die Patientenzahl eines Tages überraschend explodierte?

Dabei gab es in der Klinik durchaus einen Notfallplan. Dawn hatte ihn mit nach Hause genommen und studiert. Die zweihundert eng bedruckten Seiten ließen sich im Grunde auf zwei Punkte reduzieren: Erstens sollte im Notfall zusätzliches Personal eingestellt werden, zweitens sah der Plan vor, überzählige Patienten an andere Krankenhäuser weiterzuleiten. Der gesamte Ansatz erinnerte stark an die Vogel-Strauß-Taktik. Was, wenn es zu einer stadtweiten

Katastrophe kam und die anderen Kliniken ebenfalls überfüllt waren? Dawn stellte sich das von Menschen wimmelnde Hospital vor, die Flure voller verletzter, blutender Menschen, während immer mehr durch die Türen hereinströmten. Seit ihrem Traum wurde sie eine dunkle Vorahnung nicht mehr los. Katastrophen ereigneten sich in gewissen Zyklen. Etwas Furchtbares würde passieren; es war nur eine Frage der Zeit. Und wenn der Ernstfall eintrat, wäre es überlebenswichtig, gut vorbereitet zu sein.

Dawn arbeitete bis spät in den Abend, las Vergleichsstudien aus anderen Ländern, machte sich Notizen zu den Stichpunkten technische Ausrüstung, Stromversorgung und Infektionsraten. Um elf wurde sie müde und räumte die Unterlagen beiseite. Milly wartete an der Hintertür auf ihren Abendspaziergang.

Die Aprilnacht war feucht und kühl. Das Licht fiel als leuchtend gelbes Rechteck durchs Küchenfenster auf den Rasen. Irgendwo hinter dem Haus jaulte kläglich ein Hund. Dawn blieb auf der Hintertreppe stehen und musste wieder an Jack Benson denken, an sein angsterfülltes Gesicht hinter der Sauerstoffmaske, an sein verzweifertes Röcheln. Sie hatte in Sekundenbruchteilen eine Entscheidung treffen müssen, die sich glücklicherweise als die richtige erwiesen hatte. Hoffentlich wurde er bald wieder gesund.

Wenn man sie in diesem Moment gefragt hätte, welchen ihrer Patienten von heute sie nie mehr vergessen würde, hätte sie auf Jack Benson getippt.

Sie hätte sich geirrt.

Kapitel 2

Dawn gähnte und drückte zum fünften Mal auf den Aufzugknopf. In letzter Zeit kam sie immer schlechter aus dem Bett, und das kalte, regnerische Wetter machte es nicht gerade besser; man hätte meinen können, es wäre Winter und nicht Ende April. Mit glasigen Augen betrat sie den Lift. Ihr Blick fiel auf das riesige Poster: *Internationale Forschungskonferenz im St. Iberius. Gastvortrag mit Gratismittagessen. Alle Mitarbeiter sind herzlich eingeladen.* Seit Wochen hing dieses Poster überall im Krankenhaus aus. Das St. Iberius war extrem stolz auf seinen Ruf, zu den Topforschungszentren in Europa zu gehören. Dawn warf einen Blick auf ihre Armbanduhr: fünf nach sieben. Sicher bereitete sich Professor Kneebone gerade auf die Morgensite vor.

Wie immer begann die Visite im Einzelzimmer, das im vorderen Teil der Station lag. Der Professor und Dawn betraten den Raum als Erste, gefolgt von der üblichen Phalanx aus Assistenzärzten, Pflegern und Medizinstudenten.

»Wie geht es Ihnen heute?«, fragte Professor Kneebone laut und deutlich vom Fußende des Bettes aus.

Mrs. Ivy Walker wachte aus ihrem Dämmerzustand auf und starrte verwirrt in die Runde: Dawn mit dem großen roten Stationsbuch in der Hand; Professor Kneebone, klein und wie immer tadellos gekleidet in seinem grauen Maßanzug; Dr. Coulton, der neue Unfallchirurg mit dem makellos weißen Kittel und dem üblichen selbstgefälligen Gesichtsausdruck. Hinter ihnen kamen die Medizinstudenten,

von denen einige eifrig bei der Sache waren, andere hingegen ein Gähnen unterdrücken mussten. Ganz hinten stand die neue Schwesternschülerin, leicht zu erkennen an der schlichten weißen Tunika und der weißen Hose. Sie drückte sich an die Wand und war ganz offensichtlich bemüht, sich möglichst unsichtbar zu machen.

Professor Kneebone beugte sich noch weiter vor.

»Ich fragte«, rief er, »wie es Ihnen geht?«

Mrs. Walker sank in die Kissen zurück und zog sich das Laken bis ans Kinn. Ihre Lippen bewegten sich. Sie sprach mit leiser, zittriger Stimme. »Ich möchte weg.«

»Wohin denn?«

»In den Südpazifik.«

Professor Kneebone drehte sich zu Dawn um und hob eine Augenbraue. Dawn zuckte die Achseln.

»Das sagt sie immer. Dass sie irgendwohin will. Es fällt ihr schwer, uns zu sagen, was sie wirklich möchte.«

»Ich verstehe.« Professor Kneebone warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Nun ja, Schwester, die Ergebnisse der Computertomografie sind eingetroffen. Die Schmerzen, die sie im Altenheim geplagt haben ...«

»Ja?« Dawn bedeutete ihm, vom Bett der Patientin wegzutreten und mit ihr an die Tür zu kommen.

»Ich habe schlechte Nachrichten, tut mir leid. Sie hat Eierstockkrebs.«

Dawn warf einen flüchtigen Blick zu Mrs. Walker hinüber, die aber nichts gehört zu haben schien und den Blick verwirrt über die Runde schweifen ließ.

»Die Ärmste«, sagte Dawn leise. »Wie viel Zeit bleibt ihr noch?«

»Ein paar Monate. Höchstens.«

»Was ist mit einer Operation?«, fragte einer der Studenten.
»Wäre das keine Lösung?«

»Nein, wohl kaum«, antwortete Professor Kneebone. »Die Klinik schwimmt ja nicht gerade im Geld. Eine Frau in ihrem Alter, und dazu noch Alzheimer ...« Er hielt inne, warf einen kurzen Blick zum Bett hinüber. Dann hob er den Zeigefinger und winkte den Studenten zu sich.

»In solch einem Fall muss man sich klarmachen«, flüsterte er, fast ohne die Lippen zu bewegen, »dass die Frau schon vor Jahren gestorben ist, nur dass ihr Herz noch schlägt.«

Die Studenten, die meist jung und idealistisch waren und noch davon träumten, die Welt zu verbessern, tauschten schockierte Blicke aus. Für Dawn war die kühle Sachlichkeit der Belehrung nichts Neues. Mit seiner Prognose lag Geoffrey Kneebone vermutlich richtig, und ob man es sich nun eingestehen wollte oder nicht – das Budget der Klinik war tatsächlich begrenzt. Trotzdem fühlte sie sich auf einmal an ein Gespräch mit ihrer Großmutter erinnert. Es war um die Zeit gewesen, als Doras Schmerzen immer stärker wurden.

»Bitte«, hatte Dawn sie angefleht, »komm ins Krankenhaus. Nur für kurze Zeit. Dort kann ich viel mehr für dich tun.«

Dora hatte nur den Kopf geschüttelt. »Am schönsten ist es daheim. So alte Menschen wie ich sind im Krankenhaus nicht gern gesehen.«

»Natürlich sind sie das.« Dawn hatte sich aufs Bett gesetzt und die Hand ihrer Großmutter gestreichelt. »Wie kommst du denn darauf? Du hast ein Recht, dort zu sein, so wie jeder andere Mensch auch.«

Aber Dora war hartnäckig geblieben. »Ich weiß, was die Leute denken. Ich werde nicht irgendwohin gehen, wo ich anderen nur lästig bin. Lieber sterbe ich hier, in meinem Haus, wo ich hingehöre.«

Das Team verließ das Zimmer; schon war man dabei, Mrs. Walker zu vergessen. Dawn ging als Letzte. Sie betrachtete

die alte Frau, die in sich zusammengesunken wie ausgemustert im Bett lag.

»Ich komme gleich wieder«, sagte sie sanft. »Keine Sorge. Ich werde mich um Sie kümmern.«

Nach der Visite zeigte Dawn der neuen Schwesternschülerin die Station. Die chirurgische Abteilung im obersten Stock des alten, viktorianischen Seitenflügels hatte nicht immer als Krankenhaus gedient; ursprünglich war St. Iberius im neunzehnten Jahrhundert als Heim für Witwen und Waisen erbaut worden. Die länglichen, hohen Schlafsäle mit den vergitterten Fenstern waren zugig und im Winter nur schwer zu heizen, und einzig die dünnen, blauen Vorhänge, die sich um jedes Bett ziehen ließen, verschafften den Patienten so etwas wie eine Privatsphäre. Es gab nur einen abgetrennten Raum, das Einzelzimmer für besonders schwache Patienten oder solche mit hochinfektiösen Krankheiten – viel zu wenig für eine Station dieser Größe. Und doch hatte Dawn trotz aller Schwierigkeiten immer gern hier gearbeitet. Vom Schwesterntresen aus, der Kommandozentrale am Ende des Saals, hatte sie jeden Patienten im Blick; sie wusste zu jeder Zeit, was wo vor sich ging. In achtzehn Monaten sollte die gesamte Abteilung im Rahmen eines viele Millionen Pfund schweren Sanierungsprogramms in das benachbarte Klinikgebäude verlegt werden, ein Hochhaus aus den fünfziger Jahren. Für die Patienten wäre es natürlich von Vorteil – moderne Badezimmer, vier statt zwanzig Betten pro Raum. Trotzdem fürchtete Dawn, dass beim Umzug etwas verloren gehen würde: das Gefühl, Teil der lebendigen Krankengeschichte zu sein, in die Fußstapfen all jener Schwestern zu treten, die hier gearbeitet und geholfen hatten, St. Iberius zu dem zu machen, was es heute war.

»Dies ist der Lagerraum.« Sie öffnete die Tür, um der jun-

gen Schwester die Kammer zu zeigen. »Hier bewahren wir alle Medikamente und Verbandsmaterialien auf.« Sie machte die Tür wieder zu. »Die Betten dort drüben gehören zur Tagesklinik. Diese Patienten kommen für kleinere Eingriffe hierher und können noch am selben Tag wieder nach Hause gehen.«

»Ja, Schwester.« Die Stimme der Schwesternschülerin war kaum mehr als ein Flüstern. Sie war ein kleines, blasses Mädchen mit zu einem fransigen Bob geschnittenem, mausgrauem Haar. Ihr schmales Gesicht ließ sie unreif und kindlich wirken. Dass die Oberschwester sie persönlich einwies, schien sie völlig zu überfordern. Auf ihrem Namensschild stand »Trudy Dawes«.

Neben dem Lagerraum befand sich das Einzelzimmer, in dessen Eingangstür eine Glasscheibe eingesetzt war. Dawn konnte sehen, wie Clive Mrs. Walker mit einem Schwamm wusch. Er hatte die Laken am Fußende des Bettes zusammengeschoben, so dass die alte Dame vor Kälte zitternd auf der Matratze lag, splinternackt und für alle, die auf dem Korridor vorbeiliefen, gut zu erkennen.

Dawn runzelte die Stirn. Sie klopfte an die Glasscheibe und öffnete die Tür einen Spalt breit. »Ist alles in Ordnung, Clive?«

Clive warf den Schwamm in die Waschschüssel und verspritzte Wasser auf dem Bett. Er schien über die Störung verärgert. »Ihr ist ein Malheur passiert. Und jetzt muss ich sie sauber machen.«

»Sollten Sie nicht vorher die Jalousie herunterlassen? Vielleicht wünscht sich Mrs. Walker ein wenig Privatsphäre.«

»Die Jalousie ist kaputt«, entgegnete Clive, »sie schließt nicht. Außerdem, sehen Sie sie sich doch an.« Er nickte in Richtung der Patientin. »Die ist dumm wie Stroh. Die weiß ja nicht einmal, wo sie gerade ist.«

Dawn starrte Clive an – seine gleichgültige Miene, sein fettiges Haar, das ihm bis auf die Schultern fiel, den un gepflegten Dreitagebart, der seine Kinnpartie bedeckte wie ein Ekzem. Es waren Menschen wie Clive, die Dora eine solche Angst vor Krankenhäusern eingeflößt hatten. Aber es war nicht Dawns Art, ihre Mitarbeiter im Beisein von Patienten oder Schwesternschülerinnen zurechtzuweisen, deswegen sagte sie nur: »Mrs. Walker scheint sich unwohl zu fühlen. Hat sie ihre Schmerztabletten schon bekommen?«

»Ich habe ihr vor einer Stunde etwas Morphium gespritzt.«

»Nun ja, es scheint nicht zu wirken. Geben Sie mir den Schlüssel, dann hole ich noch mehr.«

Dawn ließ sich die Schlüssel für den Tresor im Lagerraum aushändigen. Trudy Dawes folgte ihr. Dawn betätigte den Lichtschalter. Die Neonröhre erwachte flackernd und zuckend zum Leben und warf ihr fahles Licht auf weiß glänzende Regale und Schubladen voller Verbände, Medikamente, Nadeln und Spritzen.

»Mrs. Walkers Tumor drückt auf ihre Nerven«, erklärte Dawn. »Deswegen hat sie starke Schmerzen. Hast du schon einmal eine Morphiumspritze gesehen?«

»Nein, Schwester.«

»Ich werde dir zeigen, wie es geht.« Dawn schloss den Metallschrank neben dem Spülbecken auf. »Morphium ist eine starke Droge, deswegen muss die Aufbewahrung streng kontrolliert werden. Der Schlüssel wird jeden Tag von einem anderen Pfleger oder einer anderen Schwester verwahrt. Wann immer jemand den Tresor öffnet, müssen mindestens zwei Mitarbeiter anwesend sein. Jede entnommene Ampulle wird ins Buch eingetragen, damit wir den Verbleib nachvollziehen können.«

»Ja, Schwester.«

Dawn hielt eine gläserne Ampulle in die Höhe, die etwa

so lang wie ein Daumen und mit einer klaren Flüssigkeit gefüllt war.

»Fällt dir etwas auf?«, fragte Dawn.

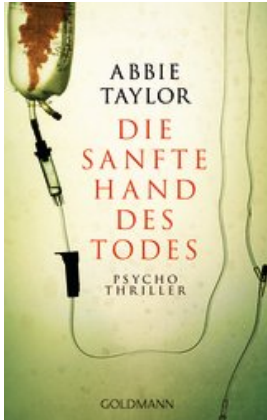
Trudy runzelte verwirrt die Stirn. »Sie hat keinen Schraubverschluss. Sie ist ganz und gar aus Glas. Wie kriegt man sie auf?«

»Man bricht den Hals ab.« Dawn zeigte dem Mädchen die Stelle. »Eine Sicherheitsmaßnahme, um Missbrauch zu vermeiden. Bitte sehr, versuch es einmal. Brich sie in der Mitte durch.«

»J-ja, Schwester.«

Trudy nestelte an der Ampulle herum, ließ die Finger über das Glas gleiten. Eine nervösere Schwesternschülerin hatte Dawn seit Ewigkeiten nicht gesehen. War sie als Berufsanfängerin ebenso unsicher gewesen? Sie versuchte, sich an ihren ersten Tag in der Klinik zu erinnern, damals, als wissbegieriges Mädchen von achtzehn Jahren, voller Ehrfurcht für Schwester Cranmer, die ihr mürrisch und uralte erschienen war. Das Erschreckende war, dass die Frau nicht viel älter gewesen sein konnte als Dawn heute. Siebzehn Jahre war das nun her. Wo um alles in der Welt waren sie nur geblieben?

»Gut gemacht«, sagte sie, als Trudy es endlich geschafft hatte, die Ampulle zu öffnen. Dawn zog das Morphinum in eine Spritze auf, die sie mit dem blauen Etikett für Opiate versah. Dann ging sie mit der Spritze in Mrs. Walkers Zimmer. Clive war fertig mit der Arbeit und längst wieder verschwunden. Mrs. Walker trug ein bedrucktes Krankenhaushemden aus steifem Baumwollstoff, das wie ein viel zu großes Zelt von ihren schmalen Schultern hing. Auf ihrer Stirn stand Schweiß. Das dünne, schütterere Haar klebte ihr am Kopf. Über den Bildschirm des EKGs über dem Bett jagten grüne Zacken: *blip-blip-blip*. Ganz offensichtlich litt sie



Abbie Taylor

Die sanfte Hand des Todes

Psychothriller

eBook

ISBN: 978-3-641-11044-4

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2013

Aus Mitleid wird eine Krankenschwester zum Todesengel. Niemand sollte es erfahren. Doch einer hat sie beobachtet.

Dawn Torridge hat sich mit Leib und Seele ihrem Beruf als Oberschwester verschrieben: Ehrgeizig und einfühlsam zugleich kümmert sie sich um ihre Station im Londoner Krankenhaus St. Iberius. Doch eines Tages verleitet Mitleid sie zu einer verhängnisvollen Tat, die ihr ganzes Leben verändern wird. Aus einem Impuls heraus tötet Dawn eine Patientin, die unerträgliche Schmerzen leidet. Was Dawn nicht bemerkt: Jemand beobachtet sie dabei. Jemand, der sie für ihre Tat bezahlen lassen will ...